



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Praeterita

Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedenkens
vielleicht wert sind

Ruskin, John

Strassburg i. E., 1903

Zweites Kapitel: Rom. 1840

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47560](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47560)

Zweites Kapitel.

Rom.

Wochte die Erlaubnis, das Studium zu unterbrechen, immerhin teuer erkauft sein, so machte sie es mir doch möglich den Rest von Kraft, der mir noch geblieben war, wieder auf das Skizzieren zu richten und gewährte dadurch allen verborgenen Fähigkeiten in mir einen heilsamen Anstoß. Meine Skizzenbücher und den ganzen übrigen Zeichenapparat hatte ich für keine der vorhergegangenen Reisen in so stattlicher Vollständigkeit angeschafft.

Im Frühling dieses Jahres hatte gerade David Roberts seine Skizzen aus Aegypten und dem heiligen Lande heimgebracht und ausgestellt; es waren die ersten gewissenhaften Studien, die je von einem englischen Maler gemalt worden waren, gemalt, nicht um seine Geschicklichkeit prahlend zu zeigen oder Kapital daraus zu schlagen, sondern einzig und allein, um wahrheitsgetreue Bilder von den Schauplätzen geschichtlichen und religiösen Interesses zu geben. Sie waren weit genauer und sorgfältiger ausgeführt als alle Skizzen

nach der Natur, die ich je zuvor gesehen hatte und ich fühlte auch, daß sie in ihrer zurückhaltenden Manier im Bereich meines eigenen Könnens lagen und für meine Zwecke geeignete Vorbilder abgaben. Mit Roberts' Mängeln und seiner Manieriertheit will ich hier nicht rechten; aber er lehrte mich mit der feinen Spitze arbeiten, statt mit der breiten, wies mich auf unermüdlige Genauigkeit im Detail und zeigte mir, wie man auf die einfachste Weise Licht und Schatten zum Ausdruck bringt, indem man auf grauem Papier die tiefen Schatten mit einer entsprechenden Farbe anlegt und die Lichter, je nach ihrem Helligkeitsgrade, in mannigfaltig abgestuftem Weiß aufhellt.

Ich wandte diese neu erworbene Methode zuerst beim Schloßhose von Blois an und kam zu meinen Eltern heim und erklärte: „Prout würde seine Ohren darum geben, wenn er eine solche Zeichnung machen könnte.“ Treffender und bescheidener hätte ich sagen sollen: „er würde die Augen mit mir vertauschen“; denn Prouts Darstellungsweise wurde durch seine Kurzsichtigkeit stark beeinträchtigt.

Die letzten Tage des Spätsommers verbrachten wir in Amboise, Tours, Aubusson, Pont Gibaud und Le Puy, aber als wir ins Rhonetal einfuhren überfiel uns ein rauher Herbst, und die Reise nach Avignon über Valence wurde durch den Anblick der Verheerungen verdüstert, welche die eben erst überstandene Ueberschwemmung angerichtet hatte. In Montelimar war das Wasser sechs bis acht Fuß hoch durch die

Straßen geflutet, der Schlamm bedeckte meilenweit die sonst blühenden Felder, und die Rhone wälzte ihre mißfarbigen Fluten durch die verwüstete Flur; bis hinauf zu den niedrigeren Gipfeln waren jetzt im Spätherbst die Alpen frei von Schnee und hohe Spitzen waren nur wenige sichtbar; ein rauher Nord-Ost-Wind, die „Bise“ wehte unfreundlich darüberhin: in der Trübseligkeit meiner damaligen Gemüthsverfassung mag mir all das noch niederdrückender erschienen sein als es in der That war; wie dem auch sei, der Wunsch, die untere Rhone wiederzusehen, ist mir für immer vergangen. Und wie mich früher meine Liebe mehr zu Hütten als zu Schlössern zog, so dachte ich hier, — sollte man je einmal in einen Fluß verwandelt werden und die Größe sich wählen dürfen — daß es zweifellos begehrenswerter und weiser sei, Tees oder Wharfe zu sein als die Rhone.

Bei Fréjus, in den Monts d'Estrel und an der westlichen Riviera erblickte ich die ersten Initialen des Buches Italien, das Italien, das sich von der Lombardei so scharf unterscheidet durch seine Pinien, seine Orangen und Palmen, die weißen Villen und das blaue Meer; mit richtigem Urtheil erkannte ich es gleich als ein in Trümmern liegendes, schmählich verwahrlostes Land.

Ich habe dem Leser bisher wohl noch nicht gesagt, daß ich von meiner Mutter den Sinn für Reinlichkeit und Nettigkeit geerbt habe, so daß für mich neben den weißen Schneebergen, einer der poetischsten Reize der Schweiz in den weißen Ärmeln ihrer Bewohner

bestand. Von meinem Vater hatte ich die Vorliebe für alles Gesunde und Echte, für unverfälschte, gediegene und saubere Arbeit. Hier an der Riviera gab es zwar Zitronen und Palmen, aber jene waren blaß und ohne Saft und diese kaum größer als Sonnenschirme; das Meer war freilich blau, aber der Strand öde; die Gebäude, ehemals prunkhaft und reich ausgestattet, nun an allen Ecken und Ranten beschädigt, die Felsen zerbröckelt und zerrissen, die Leute schmutzig und alles überzogen von einer dichten weißen Staubdecke.

War ich übler Laune? Nun ja, aber doch ist alles wie ich's beschrieben habe. Und wiewohl ich bei meiner letzten Anwesenheit in Sestri gern länger verweilt hätte, wollten und konnten meine Damen nicht bleiben, weil das Gasthaus zu schmutzig war. Und als ich im Jahre 1882 zuletzt in Genua war, ging ich rings um die Wälle, nur um zu sehen, welch häßliche Pflanzen hier im Staube leben und eidechsfengleich sich in die Risse und Spalten verfallenen Gemäuers einnisten.

In Genua sah ich als erste Einführung in die italienische Kunst Michelangelos Pieta, denn ich kannte damals nur Rubens, van Dyck und Velasquez und verstand noch nichts von italienischer Malerei. Hier aber ging ich nicht einmal Van Dycks Bildnissen nach, sondern wanderte statt dessen zum Hafen hinaus, um welchen sich das Straßengewirre der Stadt im Halbkreis ausbreitet, und zeichnete das Amphitheater

der rings ansteigenden Häuser, ein würdiges Motiv, aus dem eine meiner besten Skizzen entstand.

Die glücklichere Reise von hier durch die östliche Riviera ließ mein bedrücktes Herz wieder aufleben. Wie ich dies niederschreibe, fällt mir wieder ein, wie wir in jener alten Zeit die Magra und andere Gebirgsströme der beiden Rivieren überschritten. Jetzt, da ich es erzählen will, scheint es mir kaum glaublich, aber damals gab es selbst über die größeren Flüsse nur schmale Brücken, eben breit genug für den Verkehr mit Maultieren. In großen Städten wie Albenga, Savona, Ventimiglia u. s. w. gab es natürlich richtige Brücken, in den zwischenliegenden Dörfern jedoch — und die Flüsse, an deren Mündung sie lagen, waren oft gefährlich genug — vertraute das Landvolk sein Fuhrwerk dem seichten Wasser bei der Seebarre an, welche im Sommer oft völlig trocken lag und hatte weder Lust noch Geld, zur Bequemlichkeit englischer Viergespanne große Brücken zu bauen. Die englische Kutsche arbeitete sich durch das Geröll, so gut es ging, und wenn die Pferde es allein nicht fertig brachten, halfen die Dorfjungen ziehen und drücken.

Bei unserer Reise durch die westliche Riviera hatten wir zufällig zwei Regentage auszuhalten; nach einer heißen Nacht in Albenga ging bei wildem Sirocco ein schwerer Regen nieder, und als wir in der Nähe von Savona am Ufer eines merklich angeschwollenen Flusses Halt machten, erhob sich die Frage ob unser

Wagen ihn passieren könne. Beladen konnte er nicht durch, und so wurden wir denn alle aufgefordert auszu-
zusteigen und uns hinübertragen zu lassen; die Kutsche sollte folgen, gezogen oder geschoben wie es eben ginge. Alle gehorchten diesem Befehl und unterwarfen sich mit großer Heiterkeit den nationalen Gebräuchen; nur meine Mutter widersetzte sich aufs Entschiedenste der Zumutung, sich in den Armen eines zerlumpten italienischen Opernhelden durch das Wasser tragen zu lassen, ähnlich, wie sie in der Oper die zu Tod erschreckte Taglioni oder Cerito in die Berge hatte schleppen sehen. Sie war nicht zu bewegen den Wagen zu verlassen und wendete ein, wenn man den Wagen allein hinüberbringen könne, müsse es auch gelingen, wenn sie darin sitze. Mein Vater wurde unruhig und ärgerlich zugleich; da aber das mitwirkende „Corps de ballet“ die ganze Sache mehr als einen Scherz und eine Gelegenheit ansah, desto mehr Bajocchi einzusammeln setzte meine Mutter ihren Willen durch. Ein ganzer Haufen barbeiniger Jungen stand zur Hilfe bereit: der Wagen setzte sich in Bewegung und unter lautem Geschrei begann die nasse Fahrt. Vor dem letzten Drittel des Wegs sank die Kutsche tiefer in den weichen Sand und Pferde und Jungen hielten an, um Luft zu schöpfen. Nun gab es nochmals und diesmal ganz ernstliche Unterhandlungen mit meiner Mutter, da wir alle ein Versinken des Wagens in dem weichen Sande fürchteten, aber sie wich nicht von ihrem Plaze. Endlich waren die Pferde wieder zu Atem

gekommen, die Jungen wateten ohne Unfall durch und mit viel Peitschenknallen und Wassersprizen wurde der Wagen mit der „Dama Inglese“ siegreich ans trockene Land gebracht, zur allgemeinen Zufriedenheit beider Nationen.

Der Uebergang über die Magra ein oder zwei Tage später zerfließt in meiner Erinnerung unentwirrbar, wie die Wellen des Fließchens durcheinander flossen. Ich glaube mich zu entsinnen, daß es mehrere Uebergangsstellen und Pfade durch ihr wildes Geröll gab; aber meine Gedanken hingen während der ganzen Zeit an den gegenüberliegenden Bergen von Carrara. Die meisten Flüsse waren für Fußgänger einfach genug überbrückt: ein paar Holzplanen über Steine gelegt und nach jedem Unwetter wieder zurechtgeschoben dienten statt einer Brücke mit Pfeilern und Bogen. Die Hauptwasserläufe ließen sich indessen weder auf solchen primitiven Brückenbauten noch bei Furten überschreiten, hier war man auf schwerfällige Führen angewiesen; an einer anderen Stelle blieb meiner Mutter in der That nur die Wahl, durchzuwaten oder sich tragen zu lassen. Ich glaube, sie ertrug diese unwürdige Behandlung in dem Bewußtsein, daß sie eine Folge der französischen Revolution sei, blieb aber den ganzen Weg bis Carrara mißmutig und verdrießlich.

Wir wollten die nächste Nacht in Massa verbringen, kamen aber schon so früh an, daß wir noch auf dem blendend weißen Wege zu dem tiefer gelegenen Stein-

bruch hinabgehen konnten; bei der Gelegenheit besuchten wir auch ein oder zwei „Ateliers“ und von dieser Zeit datiert meine tief eingewurzelte Abneigung gegen alle Räumlichkeiten, die diesen Namen tragen. Nichtsdestoweniger kauften wir, halb weil mein Vater glaubte, daß wir eigentlich etwas kaufen sollten, halb um ein „Andenken“ zu erstehen, eine zwei Fuß hohe Gruppe „Bacchus und Ariadne“, deren Erfindung uns gefiel und die, wie wir vermuteten, eine Kopie nach einer klassischen Skulptur war. Sie stand geraume Zeit auf einem Piedestal im Bibliothekszimmer auf Denmark Hill, bis sie anfang vom Rauch schwarz zu werden und beiseite gestellt wurde.

Jenseits der Magra fühlte ich mich im eigentlichen Italien, und am Tage darauf fuhren wir über die Brücke bei Serchio in das Gebiet von Lucca ein.

Ich sollte vielleicht die Stelle nicht so enge begrenzen, wo ich „fühlte“, im eigentlichen Italien zu sein, denn erst das zurückschauende Auge glaubt den Wendepunkt so genau zu sehen. Der Eindruck, den Lucca damals auf mich machte, ist zum großen Teil untergegangen in dem weit tieferen, den ich 1845 empfing. Wie anders prägte sich mir der erste Anblick Pisas ein! Hier tat die Feierlichkeit und Reinheit der Architektur eine große Wirkung, wenn auch hauptsächlich wegen der Ideenverbindung mit Byron und Shelley. In der Kathedrale von Lucca begegnete uns der erste verummte Bruder der Misericordia, und die Möglichkeit, daß diese

dunkeln Gestalten auch auf der offenen, sonnigen Straße an uns vorüberwandeln konnten, ließ der erregten trüben Einbildungskraft meiner damaligen Stimmung Pisa desto zauberhafter erscheinen. Ich skizzierte die Kapelle della Spina mit dem Ponte-a-mare im Hintergrund und fand mich damit ziemlich gut ab. Aber der langsam und trüb dahinfließende Arno schien mir alles Lügen zu strafen, was über die Schönheit italienischer Flüsse geschrieben wurde oder noch geschrieben werden mag, so sehr zu seinen Ungunsten fiel der Vergleich mit der Reuß oder der Rhone bei Genf aus. So oft ich dort war, sah ich den Arno seltsamerweise nie bei reichlichem Wasserstande bis 1882, und erst so spät wurde ich gewahr, daß die Flüsse Italiens eigentlich nur Bergströme sind. Die Worte, die ich bei meinem Florentiner Aufenthalt ins Tagebuch schrieb, kann ich zwar selbst kaum ohne Beschämung lesen, und doch halte ich es für geboten, hier einige Seiten daraus wiederzugeben.

„13. Nov. 1840: Nun bin ich in wahrhaft balsamischer Luft auf dem Platz mit den Statuen herumgeschlendert. Den Eindruck dieses Platzes, wie er sich darbietet, wenn man von Flüsse herkommt, werde ich nicht so leicht vergessen. Wie die gewaltige Masse des Turms in die Luft ragt und welche Wirkung der Dom selbst hervorbringt! Ich hatte nicht erwartet eine Kirche zu finden, die durch ihre Größe wirkt, sondern eher ein zierliches Bauwerk wie die Salute-Kirche in Venedig. Glücklicherweise kam ich von der

Südost-Seite, wo die Galerie, die den Dom umgibt, keine Lücke hat, und so sehr fesselte mich der Anblick, daß ich in meinem überraschten, andächtigen Staunen beinahe überfahren worden wäre. Nicht daß es gute Architektur wäre, nicht einmal in ihrem eigenen barbarischen Stil; ich weiß nicht recht, was ich davon halten soll, aber die Pracht des Marmors überwältigte mich, und die Belebung durch die herrlichen Marmor- und Bronzebilder ringsum ließ mich in Bewunderung erschauern.

„15. Nov.: Ich weiß noch immer nicht, was ich von Florenz denken soll, aber augenblicklich ist bittere Enttäuschung mein vorherrschendes Gefühl. Die Galerien, die ich gestern besuchte, sind ja bedeutend genug, aber was den Kunstgenuß betrifft, so hätte ich ebensowohl im Britischen Museum sein können. Von all dem, was hier ist, verstehe ich nichts, außer von Rafael vielleicht, — und von dem verstehe ich nicht viel.“

Die finsternen, gefängnisartigen Florentiner Paläste stießen mich gleich damals ab, während ich die alten Straßen mit ihren Buden und Läden desto anziehender fand; das Innere des Domes erweckte mir Grauen, das Äußere fesselte mich wie ein seltsames Rätselspiel. Alle die gepriesenen Kunstwerke, die Fresken, die Temperabilder — keines wollte mir etwas sagen, und das Land ringsum schien mir nichts als totes Gemäuer und staubige Olivenhaine zu sein; unmutiger Ueberdruß wollte mich packen, Ueberdruß an

allem was ich sah: nur nicht an Michelangelos Werk.

Ich sah sofort, daß in ihm mehr wahrhaft lebendiges Leben steckt als in den Griechen, und mehr Ernst und geistiger Gehalt als in Rubens; und da ich jedermann Michelangelo als das Herrlichste in der Welt preisen hörte, so freute ich mich, daß auch ich an ihm Gefallen fand. Das Vertrauen zu meiner Urteilskraft ward dadurch nicht wenig gestärkt. Mein Gesamturteil über die Galerie der Uffizien war, daß ich sie für eine verständnislos zusammengekaufte Sammlung hielt, aufgehäuft von Leuten, die nichts von wahrer Kunst verstanden und sie nicht richtig würdigten.

Als ich im Jahr 1882 zum letzten Male durch die Uffizien ging, war ich noch immer der gleichen Meinung und war stolz darauf, sie so früh gebildet zu haben. Es war nicht zu erwarten, daß ich Fra Angelico und Botticelli damals in ihrem Werte hätte erkennen sollen, und überdies war der obere Korridor in den Uffizien ein durchaus ungeeigneter Ort, um sich in die „große Madonna“ des einen oder „die Geburt der Venus“ des andern zu vertiefen.

In aller Ruhe bei solchen Schlüssen angelangt, setzte ich mich mitten auf den Ponte Vecchio und machte eine Skizze von den Buden und Läden, die mir gut gelang und später wertvoll wurde. Zu weiterem scheine ich in Florenz weder Zeit noch Lust gehabt zu haben, und so fuhren wir denn in der freudigen Hoffnung, im Süden alles mehr nach un-

sern Sinn zu finden, und doch zweifelhaft, ob sie sich erfüllen werde, zum Römischen Thor hinaus.

Siena, Radicofani, Viterbo und am vierten Tage Rom; — eine trübselige Reise, mit noch trübseligeren Rastorten. In Siena hatte ich quälende Kopfschmerzen, und der Dom erschien mir daher in jeder Hinsicht abgeschmackt; zu verkünstelt, zu streifig, zu spitzgiebelig und obendrein geschwärzt, mehr wie das Schaustück eines Konditors. Und im wesentlichen ist dies Urtheil auch richtig. Sienas Wunderwerk war die alte Kathedrale, sein Westminster Eduards des Bekenners. Ob wohl noch Reste davon auf uns gekommen sind?

Die vulkanische Gegend um Radicofani, die wir bei heranziehendem Sturm passierten und ein ominöses Schlüffelloch in einem schlechten Wirtshaus, das sich in den Tönen einer Aeolsharfe hören ließ, blieb uns noch lange unerfreulich in Erinnerung. In Viterbo fühlte ich mich wieder wohler und machte eine in Auffassung und Ausführung wohl gelungene Skizze der einen Seite des Plazes mit dem Kloster. Am vierten Tage hatten meine Eltern den Triumph zu bemerken, daß die Straße mit jeder Meile, die wir uns Rom näherten, schlechter wurde.

Mein Vorrat an lateinischen Kenntnissen, die mich in das Studium der Stadt Rom einführen sollten, bestand aus den beiden ersten Büchern Livius, die ich nie gründlich durchgearbeitet, und aus einer ganzen Anzahl Städtenamen, die ich nie auf der Karte auf-

gesucht hatte, aus Juvenal und ein paar Seiten Tacitus; von Vergil kannte ich den Brand Trojas, Dido, die Episode mit Euryalus und die letzte Schlacht. Natürlich hatte ich auch die ganze Aeneis gelesen, hielt aber das meiste darin für baren Unsinn. Ueber spätere römische Geschichte hatte ich einige englische Schilderungen der Laster römischer Imperatoren gelesen und hielt die Malaria in der Campagna für eine natürliche Folge des Papsttums. Mir war nie etwas von einem guten römischen Kaiser oder einem guten Papst zu Ohren gekommen und ich war unsicher, ob Trajan vor oder nach Christus gelebt habe, und würde jedermann mit dankbarer Genugthuung geglaubt haben, der mir vorerzählt hätte, Marcus Antoninus sei ein römischer Philosoph und Zeitgenosse des Sokrates gewesen.

Als in einer Entfernung von zwanzig Meilen der Sanct Peters Dom vor uns auftauchte, bedeutete das für uns wenig mehr, als ob ein grauer Meilenstein am Wege uns sagte, wir seien noch zwanzig Meilen von unserm Ziele entfernt. Der erste Anblick der langsam durch das Thal fließenden, ockerfarbigen Tiber mit ihrem lehmigen Ufer erschien mir öde und trübselig, verglichen mit dem der windgekräuselten Themsewellen, auf welche ich von Hanny Glowsleys Fenster hinabschaute. Die Piazza del Popolo war mir von Gemälden her so vertraut wie Cheapside, doch fand ich sie viel weniger interessant. Wir stiegen in einem

Gasthause an der Piazza di Spagna ab, und ich ging müde und verdrießlich zu Bett, mit dem Bewußtsein, in einer stattlichen Straße einer modernen Stadt zu sein, wo es nichts Rechtes zu zeichnen gab. Nach einer stärkenden Nachtruhe begleitete ich am anderen Morgen meine Eltern zur Peterskirche und war selbst ein wenig begierig sie zu sehen.

Die Berichte der Leute und Bücher hatten mich darauf vorbereitet, wie sehr ich beim Anblick des Doms die Größenverhältnisse unterschätzen würde. Aber ich habe mich nicht umsonst früher meiner Fähigkeit gerühmt diese zu erkennen und so fiel mir sofort auf, wie gewaltig groß alles war. Doch sah ich auch, worauf niemand mich vorbereitet hatte, die plumpe Einförmigkeit der Fassade und die geschmack- und geistlose Ausstattung des Inneren. Wir besahen uns die Mosaik-Kopien von Bildern, die uns nicht interessierten, die prunkvollen Grabmale von Männern, deren Namen wir nie gehört hatten, und fühlten uns alle erst behaglich, ja wirklich erleichtert, als wir wieder in der freien Luft und bei den Springbrunnen waren. Wir kehrten nimmer zur Peterskirche zurück, es sei denn, daß es Musik zu hören oder Processionen und kirchliche Aufzüge zu sehen gab.

Nachdem wir uns im Hotel gestärkt hatten, fuhren wir natürlich nachmittags durch die Stadt und sahen das Forum, das Colosseum und so weiter. Ich hatte keine genaue Vorstellung davon, was das Forum gewesen sei, und wie die drei oder die sieben Säulen,

die hier oder dort in die Luft ragten, sich in die Anlage des ganzen einfügten, oder der Severus-Bogen, unter dem doch keine Straße hindurchführte; und was sollte die armselige Häusergruppe mit ihrem Turm in der ganz alltäglichen Bauweise des achtzehnten Jahrhunderts?

Zum guten Glück sah ich die Dinge als das was sie waren; wenn ich auch nach den religiösen Lehren, die ich empfangen hatte, zu denken geneigt sein mußte, die Malaria der Campagna sei eine Folge des Papsttums, so beeinträchtigte das nicht im mindesten meine klare und unumstößliche Ueberzeugung, daß die Umrisse des Soracte schön und diejenigen der Puzzolanhügel im Vordergrund unschön seien, mochte es nun päpstlicher oder protestantischer Puzzolanstein sein. Es war mir gleichgültig was das Forum oder das Kapitol einst gewesen waren; die paar Säulen, die ich davon sah, waren geringfügig, ihre Kapitäle grob gemeißelt und keines der Häuser, die von oben hereinblickten, bot auch nur entfernt das Interesse, wie die an einem der alten Gäßchen in der „Auld town“ Edinburg.

Nachdem ich so zu einem allgemeinen Ueberblick und Urteil über die Stadt und ihre Ruinen gelangt war, begann meine Tätigkeit in den Galerien. Alle die großen religiösen Gemälde Peruginos und Fra Angelicos und die Wandmalereien in der Sixtinischen Kapelle ließ ich unbeachtet zur Seite liegen; denn niemand hatte mich je darauf hingewiesen, und mein

eigenes Urtheil war noch nicht reif genug, sie herauszufinden. Jedermann machte mich auf die Decke in der Sixtina aufmerksam und ich fand auch an ihrem Bilderschnuck Gefallen; nicht weniger empfahlen mir alle Rafaels Transfiguration, und Domenichinos Heiligen Hieronymus anzusehen und ich gehorchte pünktlich. Aber nachdem ich beide gesehen, bekannte ich ohne Zögern, Domenichinos Bild sei schlecht und das Rafaels häßlich, und von dieser Zeit an fragte ich wenig mehr nach dem Urtheil der anderen, — es sei denn, daß ich damit übereinstimmte.

Als wir nun mit den Hauptwundern Roms fertig waren und die bescheidenen Sehenswürdigkeiten an die Reihe kamen, hielten wir's an der Zeit von einem Empfehlungsbrief Gebrauch zu machen, den Henry Aland mir an Herrn Joseph Severn mitgegeben hatte.

Obgleich in dem großen Oktavband, der die Werke Coleridges, Shelleys und Keats' enthielt und so oft auf meinem Arbeitstisch in der Kaminnische auf Herne Hill gelegen hatte, gerade Keats meinem Empfinden widerstrebte, hatte ich doch seine reiche Begabung zur genüge erkannt und seinen Tod tief genug bedauert, um seinem Gönner und Freunde mit aufrichtiger Ehrerbietung meine Aufwartung machen zu können. Wo Herr Severn damals wohnte, habe ich vergessen, aber seine Thür lag zur Rechten des Treppenabsatzes einer vielstufigen Treppe, die unten im Viereck umbog und

so geräumig und breit war wie ein englisches Gäßchen, in dem zwei Wagen aneinander vorbeifahren können. Da ich meine Lungen nicht anstrengen sollte, stieg ich ganz langsam hinauf, und hatte etwa noch achtzehn bis zwanzig Stufen bis zu Herrn Severns Tür, als diese sich öffnete und zwei Herren heraustraten, welche so behutsam hinter sich abschlossen, als solle die Tür nun für alle Ewigkeit verschlossen bleiben; dann kamen sie mir auf der Treppe entgegen. Der eine war ein ziemlich untersehter Herr mit frischer Farbe und freundlichem Gesicht, der andere, ein wenig größer, ein blasser Mann mit edelgewölbter Stirn und sprechenden, dunkeln, doch freundlichen Augen.

Im Vorübergehen sahen sie mich einen Augenblick scharf an, aber in meiner gewohnten Schüchternheit und weil ich es für einen der ersten Grundsätze feiner Sitte hielt, den Leuten nicht in solcher Weise den Weg zu vertreten und sie vor allem nicht aufzuhalten wenn sie ausgehen wollten, ließ ich mir nichts merken und stieg langsam weiter. An Herrn Severns Tür gab ich beim Diener meine Karte und den Empfehlungsbrief ab und erhielt den Bescheid, der Herr sei soeben ausgegangen. Sein dunkeläugiger Begleiter war George Richmond gewesen, an welchen Acland mir gleichfalls einen Brief gegeben hatte. Beide kamen alsbald uns zu besuchen. Das ruhige abseits-Leben meiner Eltern fesselte sie gleich anfangs und gewann bald ihre Freundschaft so sehr, daß sie, als Weihnachten kam, aus all den vielen Leuten in ganz Rom gerade uns

vier zu ihrem Feiertagseffen einluden. Das taten sie allerdings mehr wegen Vater und Mutter als um meinetwillen, denn meine Wege waren weniger ruhig; unter den Schritten meines abseits-Lebens knisterte und knatterte es beständig in Ausbrüchen unerhörter Regerei. Und es war keineswegs nur ein vorübergehendes Aufflammen; denn meine Angriffe, die ich gegen fast alles richtete, was in ihren Augen unumstößlich feststand, gegen die allein herrschenden Meister der Kunst und die über allen Zweifel erhabenen Herrlichkeiten Roms, waren in ihrer Begründung nicht immer zurückzuweisen. Infolge dessen klang es aus ihrer Gegenrede häufig genug wie verdienter Tadel, ja sie beredeten sich sogar mit meinen Eltern darüber, auf welche Weise man mir wohl zu gesunderen und vernünftigeren Ansichten verhelfen könne. Severn und Richmond hatten gleich von vornherein das unbedingte Vertrauen meiner Eltern; denn es hatte sich herausgestellt, daß Herr Severn bei jener ersten Begegnung auf der Treppe zu seinem Begleiter geäußert hatte: „Was für ein poetisches Gesicht!“ Das übereilte Betragen, womit ich beim Ankauf des „Harlech“ meinen Vater gekränkt hatte, im Verein mit meinen nun immer unwiderstehlicher hervorsprudelnden lästerlichen Angriffen gegen Rafael und Domenichino, ließen vor den Augen meiner Eltern die bedrohliche Aussicht auf eine Art von verlorenem Sohn auftauchen.

Die Last feindlicher Autorität, die ich auf solche Weise auszuhalten hatte, wurde noch vergrößert durch

Herrn Richmonds jüngeren Bruder, Tom. Als ich ihn zum ersten Male in ihrem gemeinsamen Atelier traf, war er emsig an der Arbeit, die Schattenpartien eines Torso mit Smalteblau anzumalen; wie er mir auseinandersetzte, sollte durch nachfolgende Lasuren Tizians Fleischfarbe erreicht werden. Da ich zu jener Zeit in der Carnation Tizians nichts Außerordentliches erblicken konnte und mir überdies durchaus unerfindlich war, wie man sie durch ein derartiges Verfahren sollte nachahmen können, so tat sich hier eine neue Kluft zwischen meinen Freunden und mir auf, die sich auch wirklich nicht mehr schließen sollte.

Der plötzlich entstandene Riß wies mir die Richtung für mein ferneres Tun in Rom und Italien. Denn von nun an wurde es mir mit jedem Tage klarer, daß die Gefühlswelt Rafaels und Tizians Farbenpracht meinem Fühlen für immer fremd bleiben würden, und die Skulpturensammlungen des Vatikans mir nichts als verwirrende Qual bereiteten; so biß ich denn die Zähne zusammen und ging meinen eigenen Weg, indem ich in meinen Skizzen darstellte, was sich auf meine Weise darstellen ließ. Es war eine offene Lossage von Rafael, Tizian und dem Apoll von Belvedere zugleich, als ich mich hinsetzte und eine sorgfältige Studie nach einem Armvoll alter Kleider zeichnete, die aus dem verwahrlosten Fenster eines Hauses im Judenviertel herausgingen.

Da ich nun den Fehdehandschuh doch einmal hin-

geschleudert hatte, blieb den Brüdern Richmond und meinem Vater nichts übrig, als aus der Not meiner unklasfischen Bestrebungen eine Tugend zu machen und ihnen soviel Interesse abzugewinnen, als sie konnten. Bei den Zeichnungen, die ich nun machte, tat ich mein allerbestes; es war eine Gesamtansicht des Forums, eine Studie der Aquädukte in der Campagna, von der Laterankirche aus, und eine des Aventin vom Ponte Rotto. Die beiden letzteren fanden Beifall bei fast allen, denen ich sie zeigte, und sogar Richmond war soweit besänftigt, daß er mich bat, ich möge ihm die Straße der Trinita di Monte zeichnen, an welche sich für ihn freundliche Erinnerungen knüpften.

Mein Protestantismus und, wie Tom Richmond es treffend nannte, mein „Proutismus“ hatten mich mit der Zeit dazu gebracht, alles was Rom zur Schau bot, abzuschwören. Ich verhielt mich gleich ablehnend, ob man mich einlud in eine Kirche, einen Palast oder eine Galerie mitzugehen, bis eine Zeit kam, da meine Eltern mich fügsamer fanden, wenn es sich darum handelte, Gottesdiensten mit Kirchenmusik beizuwohnen. Sie schrieben diesen Wechsel natürlich meinem angeborenen Geschmack für Gregorianische Gesänge zu und glaubten an ein Wachsen meines musikalischen Verständnisses. In Wirklichkeit aber zog es mich dorthin, weil ich bei solchen Gottesdiensten immer einige Aussicht hatte, auf Augenblicke über die andächtig gesenkten Köpfe des Volkes, ehe auch sie den ihrigen neigte, eine schöne junge Engländerin zu sehen; manchmal

ragte sie in ihrem schlanen Wuchs siegreich über die kleinen Gestalten ihrer Umgebung hervor. Sie war nicht nur die Königin unter den jungen Damen der englischen Kolonie dieses Winters, sondern verkörperte die Art von Schönheit, die ich bisher immer erträumt, aber noch nie im Leben gesehen hatte: eine statuarische Strenge, vereint mit weiblicher Anmut. Ich kam wohl niemals näher an sie heran, als vielleicht auf vierzig Meter, aber ihr Anblick war in jenem Winter in Rom mein Licht und Trost.

Mein Vater erlangte inzwischen seine natürliche Heiterkeit wieder, besonders da unser römischer Arzt sich über meinen Zustand ganz ermutigend äußerte. In Begleitung seiner Nichte erfreute er sich aller Sehenswürdigkeiten Roms und besuchte die Musik-Veranstaltungen, die sich boten, sobald sein widerhaariger Sohn mitgehen wollte, was dieser der geheimen Anziehung Miß Tollemaches wegen sich gern gefallen ließ.

Herr Severn und George Richmond kamen uns immer freundlicher entgegen, und wir merkten, wie es ihnen Freude machte, uns zu dienen. Niemand, der mit den höchsten Kreisen der heutigen Londoner Gesellschaft vertraut ist, kann im Zweifel darüber sein, wie viel es uns wert war mit George Richmond in immer vertrauteren Verkehr zu treten. Und was soll ich von der Stellung sagen, die Severn damals in Rom einnahm? Er erkannte in allen, Einheimischen wie Fremden, Laien wie Geistlichen, die liebens-

würdigsten Züge und sah eigentlich nur diese. Was andere verstimmte, darin fand er ein notwendiges Ingrebienz der Dinge, das diese erst würzig machte. Er fand es durchaus natürlich, daß der Papst im Petersdom thronte und die Bettler auf den Stufen des Pincio lagen; verzieh dem Papst sein Papsttum und sah mit Ehrerbietung auf den ergrauten Bart des Bettlers, in dem sicheren Gefühl, die Stufen des Pincio so gut wie die von Araceli, die des Laterans wie die vom Kapitol führten zum Himmel hinauf und jedermann steige auf seine Weise hinan; inzwischen jedoch möge jeder sich der Stelle freuen, die er gerade einnimmt. In seinem sprudelnden Geist, seinem lebenswürdigen Humor und seiner zarten Feinfühligkeit verhandelte er heute mit den Kardinälen und bewegte sich morgen zwanglos unter den strahlendsten Schönheiten der englischen Kolonie bei einem ländlichen Picnick in der Campagna, und fing die Herzen aller in dem goldenen Netz seines liebenden Verständnisses und seiner freundlichen Dienstbereitschaft, so daß das Leben für ihn der lustig dahinsprudelnden Weise seines Lieblingsliedes glich:

„Der Vogelfänger bin ich ja . . .“
